

Aus dem afrikanischen Missionsleben.

Sursum corda!

Als jüngst die Glocken klangen
So voll, so hell, so rein,
Da lud ein mächtig Sehnen
Nuch mich zum Lauschen ein.

Und wie ich sinnend lauschte
Dem frommen, vollen Klang,
Gar ernst der Glocken Mahnen
Mir in die Seele drang.

„Was trauerst du, o Pilger,
Ob all der Erdenmüh'n?
Blick auf! Dort ob den Sternen
Die kühlen Palmen blühn!

Empor das Herz, die Hände,
Die Augen himmelwärts!
Leg' opfernd Leid und Kummer
In's weite Gottesherz!“

So klang's, und von der Felswand
Ertönt' der Widerhall:
„In Jesu Herzenswunde
Leg' deine Sorgen all!“

Es war wie sanftes Klagen,
So wehmuthsvoll und still;
Ob wohl die Glocken weinten,
Weil niemand hören will?

Es schwieg das treue Mahnen.
Es schwieg der ernste Sang;
Nur leises, leises Wimmern
Noch durch die Lüfte drang.

J. Mülleimer.

Aus dem afrikanischen Missionsleben.

Keiland. — Unser schwarzer Priester, Andreas Ngidi, der gegenwärtig auf unserer Missionsstation Keiland in der Kap-Provinz tätig ist, schrieb uns Ende Januar l. J. folgendes:

„Dem ausdrücklichen Wunsche des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Mac Sherry entsprechend hielt ich im Laufe des vorigen Monats den Eingeborenen von Birie und Izeli, die dem Kojastamme angehören, eine kleine Mission. Die erwähnten Plätze sind Außenstationen von King Williams-Town und gehören den deutschen Dominikanerinnen, die dort Schulen von schwarzen und europäischen Kindern haben. Früher wurden diese Kosa-Katholiken vom Superior der hiesigen Missionsstation, dem Hochw. P. Bernard Fuß, besucht, da er aber in gegenwärtiger Kriegezeit wegen seiner deutschen Nationalität nicht mehr die frühere Bewegungsfreiheit geniesst, mußte ich stellvertretend einspringen.

So verließ ich denn in Begleitung unseres geprüften Lehrers, Arthur Jonas Nkomo, dem die Leitung unserer Außenstation Zigudu anvertraut ist, am 4. Dezember 1914 Keiland. Trotz des ungünstigen Wetters erreichten wir schon am nächsten Tage Birie. Die guten Dominikanerinnen hatten die schwarzen Christen schon zusammengerufen, somit konnte ich kurz nach meiner Ankunft mit dem Beicht hören beginnen. Im Schwesternkonvente selbst lernte ich den Hochw. Herrn Thomas Pierce kennen, der dort als Kaplan tätig ist. Er war der Eingeborenen sprache nicht mächtig, zeigte aber sonst viel Interesse für die armen Schwarzen, die er schon in Texas in Amerika kennen gelernt hatte. Mit vielem Interesse vernahm ich von ihm, welchen Weg man in Amerika zur Missionierung der Schwarzen einschlägt, und ich bin überzeugt, daß man vieles davon mit Dank auch in Südafrika verwerten könnte.

Drei Tage brachte ich in Birie zu. Nachdem alle gebeichtet und kommuniziert hatten, wurden auch noch

jämliche Kranken in der Umgebung besucht. Dann trafen wir Anstalt zu unserem Weitermarsch nach Izeli, wo wir am 9. Dezember ankamen. Hier begann die gleiche Arbeit wie in Birie. Zunächst wurde eine kleine Mission abgehalten und dann die Kranken besucht. Alle zeigten großen Eifer; Sonntag, den 13. Dezember, war allgemeiner Kommuniontag.

Ach die guten, schwarzen Christen dauerten mich sehr. Sie sind wie eine Herde ohne Hirten, denn sie haben keinen Priester, der ihrer Sprache mächtig wäre. Wenn nur die Entfernung von Keiland nicht gar so groß wäre; sonst würde ich trachten, wenigstens jeden Monat oder alle sechs Wochen hieher zu kommen; denn man kann doch die guten Leuten nicht so lange ohne Predigt und dem Empfang der hl. Sakramente lassen.

In King Williams-Town fand ich zu meiner großen Freude einen alten Bekannten wieder. Es war der Hochw. P. James Gately, der mit mir vor ungefähr 14 Jahren auf der Propaganda in Rom studiert hatte. So führen die Lebenswege des Menschen auseinander und wieder zusammen, je nachdem der Herr im Himmel alles lenkt und leitet.

Unsern Rückweg nahmen wir über Birie und am 15. Dezember trafen wir wieder wohlbehalten in Keiland ein. Hier wartete unser eine neue schöne Arbeit. Sieben Katechumenen sollten am Vorabend vom heiligen Weihnachtsfeste in unsere Kirche aufgenommen werden. Vier davon waren Konvertiten. Die hl. Taufe selbst nahm einen recht würdigen Verlauf. Obschon es noch früh am Morgen war, hatte sich schon eine ziemliche Anzahl von Kirchenbesuchern eingefunden. Lehrer Arthur Nkomo betete in der Zwischenzeit passende Gebete vor, zeitweilig unterbrochen durch ein religiöses Volkslied.

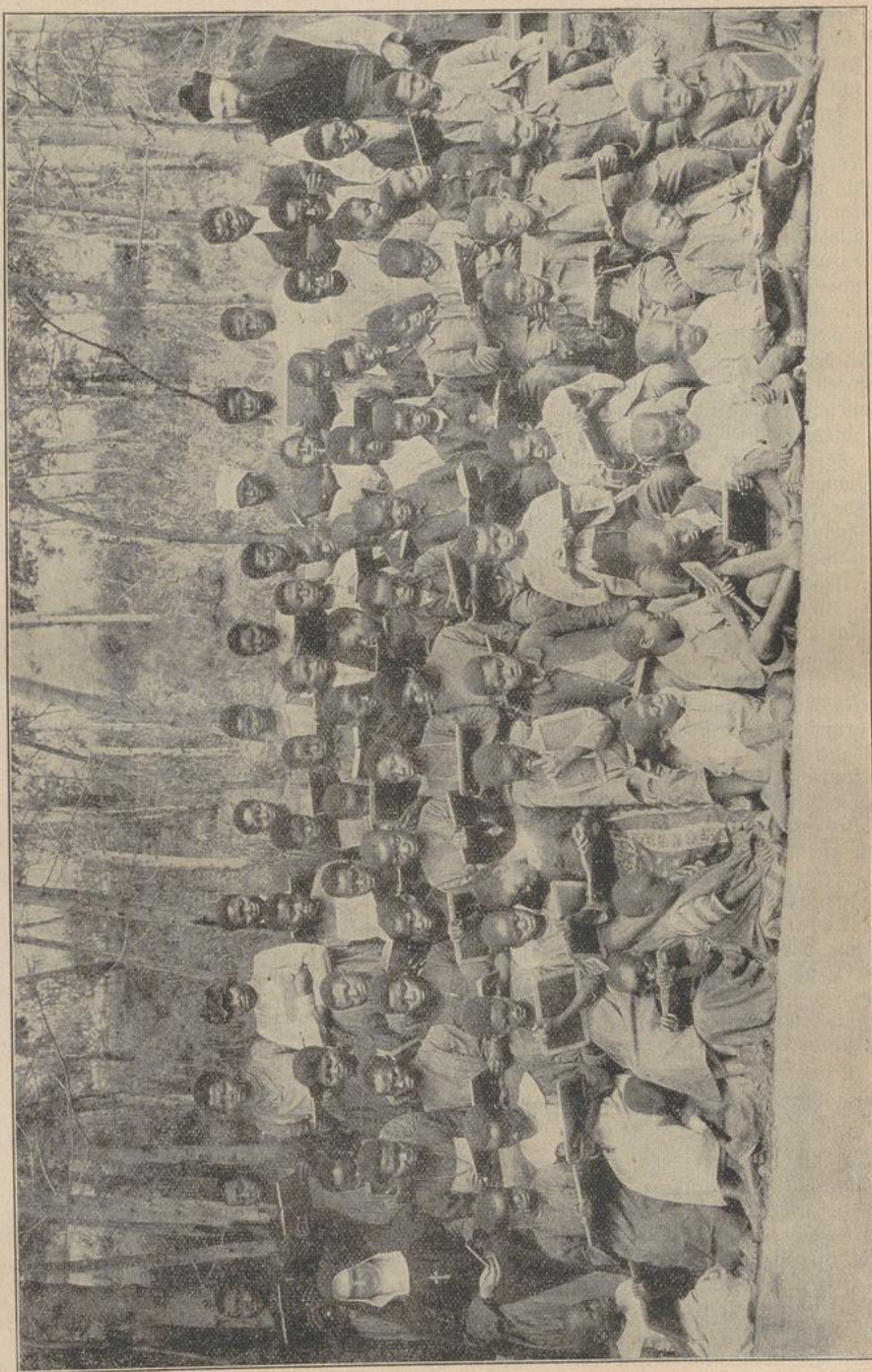
Im Laufe des Tages kamen die Leute von den auswärtigen Stationen herbei. Viele gingen zur hl. Beichte. Um 11 Uhr Nachts begannen die Glocken zu läuten, und es übermannte uns alle ein eigentümliches,

hochfeierliches Gefühl, als alle die Höhen, Klippen und Berge ringsum, weit hinaus und hinab am großen Reifflusse von den heiligen Klängen widerhallten. Die Miternachtsmesse begann Schlag 12 Uhr. Der Hochw. Pater Superior las sie selbst. Während der hl. Messen, die am frühen Morgen folgten, gingen sicher 150 Personen zum Tische des Herrn, und wurde ein fröhliches Weihnachtslied nach dem andern angestimmt. Die gesungene Hochmesse begann um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr. Hier mußte ich amtierend und Predigt halten, weil Pater Superior als Organist und Harmoniumspieler den Gesang zu leiten hatte. Die ganze Feier verlief in durchaus würdiger, höchst erbauender Weise, und so dürfen wir mit Grund hoffen, daß uns die schöne Weihnachtszeit des Jahres 1914 für Zeit und Ewigkeit von großem Segen war.

Auch auf unsern übrigen Missionsstationen in Südafrika ist man bemüht, das schöne Missionswerk aufrecht zu erhalten, soweit es in gegenwärtiger Kriegszeit nur immer geht. Im allgemeinen lauten die bisherigen Berichte noch immer ziemlich günstig. Der Hochwürdigste Abt Gerard Wolpert selber schrieb uns unterm 8. Januar l. J. folgendes:

„Wir sind gottlob alle am Leben und müssen dem lieben Gott danken, daß die Mission bis zur Stunde hat ruhig ihren Gang nehmen können, soweit die materiellen Mittel, die natürlich immer kleiner werden, es erlauben. Wir sind zwar sozusagen alle Kriegsgefangene, denn alle unter 45 Jahre haben sich von Zeit zu Zeit beim Magistrat zu melden. Es ist das nach den

verschiedenen Orten sehr verschieden, d. h. die Meldefrist ist je nach der Anordnung der Distriktsbehörde eine längere oder kürzere. Zum Reisen muß man einen Paß haben, und Versetzungen von einer Station auf eine



Schwarze Schulkinder in Mariä-Stella (Katal).

andere sind fast unmöglich. Aber außer dieser Beschränkung in der Bewegungsfreiheit haben wir bisher gottlob nicht besonderes zu leiden gehabt. Wohl hatte von gewisser Seite her eine Zeitlang eine scharfe Hebe gegen alles Deutsche eingesetzt, allein bis jetzt ist alles

gut vorübergegangen, und scheint uns die Regierung, wenigstens in den maßgebenden Zirkeln, nicht gerade ungünstig gesinnt zu sein. — Daß auch hier viel gebetet wird, können Sie sich denken. Möchte doch der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit all diesem Kriegselend bald ein Ende machen! Wir vertrauen auf Ihn, Er wird schließlich alles recht machen.“

In einem zweiten Brief, den der Hochw. Herr Abt vor fünf Wochen schrieb, läßt er sich also vernehmen: „Bis zur Stunde ging in unserer Mission alles so ziemlich den gewohnten Gang, doch jetzt wird die Zeit der Not erst anfangen. Bei Ausbruch des Krieges waren die meisten Stationen gerade mit neuen Vorräten versorgt worden, der Mais war gekauft usw. Jetzt ist das alles aufgezehrt und nur wenig Geld zum Kaufen da; dazu sind die Preise sehr hoch. Künftig werden wir uns alle mit Maisbrot begnügen müssen, denn Weizen ist in Durban nicht mehr zu kaufen, weil eben keiner mehr da ist.“

In den oberen Stationen, speziell in Reichenau und Mariazell, die früher auch die kleineren Nachbarstationen versorgen mußten, hat der viele Regen der diesjährigen Ernte großen Schaden getan. Wir haben zwar bisher gesucht, unsere Schulen in Gang zu halten, aber wenn nicht bald genügende Hilfe kommt, weiß ich nicht, wie es gehen wird. Auch in vielen anderen Sachen rückt uns Mangel und Not immer näher. Möge uns der liebe Gott doch bald den Frieden schenken!“

So unser Hochwürdigster Vater Abt. Wer will nun der Marianhiller Mission in dieser Not zu Hilfe kommen? Man zeihe uns nicht der Unbescheidenheit, wenn wir die alte Bitte auch in der gegenwärtigen Kriegszeit wiederholen, wo auch sonst von allen Seiten so viele und große Opfer gefordert werden. Das Betteln fällt uns wahrlich schwer genug, doch wir tun es ja nicht für uns, sondern für unsere armen schwarzen Schulkinder, die sonst Gefahr laufen, ihren heiligen Glauben und damit alles zu verlieren. Wer noch ein Scherlein für die armen Heidentinder übrig hat, möge es willigen Herzens geben. Der liebe Gott wird es ihm in gegenwärtiger Zeit doppelt und dreifach lohnen.

Für die Sendung milder Gaben nach Afrika sorgt noch wir vor unsere Vertretung; denn über die neutralen Länder steht der Verkehr mit Südafrika noch immer offen. Für jede, auch die kleinste Gabe sagen wir unsern innigsten Dank und ein herzliches „Verkelt's Gott!“

Das Kaffernland in alter Zeit.

(Schluß.)

Für Jagdliebhaber wäre das ostafrikanische Küstenland das reinste Eldorado. Ich sah hier, schreibt Vater Thoman, neben Löwen, Tigern, Giraffen, Elefanten und Flußpferden das schönste Federwild. Namentlich gefielen mir die Kongas, eine Gattung braun und weiß gepunkteter Wildhennen (Perlhühner), sowie die Kangons, die man füglich mit den Truthühnern vergleichen könnte. Am Meere und den Flußufern entlang gibt es eine Menge Wasservögel, die den Störchen gleichen. (Plamngos?) Sie haben ungemein hohe Beine und sind mit schneeweißen Flaumfedern bedeckt.

Eine große Plage sind die weißen Ameisen (Termiten), die oft großen Schaden anrichten. Wo sie einfallen, zernagen sie alles. Kein Buch, kein Sack und kein Kasten ist vor ihnen sicher. Sie kommen scharen-

weise daher, und in wenigen Stunden ist von ihnen alles zernagt und zerstört; selbst Balken und Häuser werden von ihnen angegriffen. Man setzt deshalb die Füße der Tische und Bettstellen vielfach in ein Gefäß voll Wasser oder Asche, um wenigstens in Ruhe essen und schlafen zu können.

Nicht minder lästig bei Tag und bei Nacht sind die Moskitos, eine Mückenart, deren Stachel ein Gift in sich birgt. Will man von ihm bei Tisch nicht belästigt sein, so muß man einige schwarze Zungen an der Seite haben, die mit einer Serviette das lästige Ungeziefer vertreiben. Ich hatte oft großes Mitleid mit den armen, schlecht gekleideten Sklaven, wenn sie ihre Herren in den Palatins tragen mußten. Denn obgleich die Träger sich gegenseitig mit der flachen Hand auf den Rücken schlugen, um diese Schnaden zu töten oder zu vertreiben, so setzten sie ihnen dennoch derart zu, daß ihnen vielfach das Blut über den Rücken herabrann. Des Nachts werden daher die Betten durch feine Vorhänge oder Moskitoneze geschützt, ja die Portugiesen wickeln oft Füße, Hände und Kopf in solche Netze ein, um ungestört schlafen zu können.

Sonst wäre der Aufenthalt in diesen heißen Ländern, zumal an höher gelegenen Orten nicht unangenehm. Der Boden ist vielfach recht fruchtbar und würde bei einigem Fleiß reichen Ertrag liefern. Reis, Hirse, Bohnen und Erbsen gedeihen im Ueberflusse; fast ohne Mühe kann man hier auch die herrlichsten Südfrüchte haben, die ich zuerst in Indien so sehr bewunderte, die aber auch hier ganz vortreflich gedeihen, wie Limonen, Zitronen, Bananen, Ananas, Orangen usw.

Der vorzüglichste Reichtum des Landes aber, der die fremden Völker anlockt, besteht in den edlen Metallen. Goldsand z. B. wird in der Nähe von Tete so häufig gefunden, daß Weiße und Schwarze ihre Leute ohne weitere Erlaubnis dorthin schicken, um ihn zu graben. Unser alter Gewährsmann fügt bei: ich bin aber fest überzeugt, daß man ihn auch in vielen anderen Gebieten des Kaffernlandes finden würde, wenn man den nötigen Fleiß anwendete; doch die Schwarzen sind zu träge, und vielfach auch die Portugiesen. Sie begnügen sich, soviel aufzutreiben, daß es das Jahr hindurch zum nötigen Unterhalt und zum Spielen reicht. Denn die Portugiesen sind leidenschaftliche Spieler; die strengsten Gesetze gegen diesen Unfug bleiben infolge des bösen Beispiels der Großen wirkungslos.

Das Ausgraben des nicht tief unter der Erde liegenden Goldsand macht nur wenig Mühe. Ein gewisses Gras oder Buschwerk deutet die Stelle an, wo er sich findet. Man lockert hier mit einer Hacke den Boden ein wenig auf, wirft die Erde in hölzerne Gefäße und gießt Wasser hinzu, wodurch die Erde sich auflöst und der darin vorhandene Goldsand durch seine natürliche Schwere auf den Boden sinkt. Die Sammler müssen jeden Tag ein bestimmtes Quantum an einen Beamten abliefern. Sammeln sie mehr, so gehört der Ueberfluß ihnen, bringen sie weniger, so gibt es Schläge. — Dieser Goldsand ist so rein, daß er durch Schmelzen nur wenig von seinem Gewichte verliert. Zuweilen findet man ganze Stücke Gold, die so schön glänzen, als wären sie soeben geschmolzen worden. Mir selbst wurde einmal von meinem Obern ein solches Stück verehrt, das drei Unzen wog. Schon mancher hatte das Glück, Klumpen von der Schwere eines Pfundes zu finden.

Die Zeit des Einsammelns ist auf die Regenzeit festgesetzt, weil da überall Wasser zum Auswaschen in hin-